

Vortrag von Dr. Bettina Spoerri, 1. März 2018 – Eröffnung Jesuitenbibliothek

© *Textrechte: Bettina Spoerri*

*Es gilt das gesprochene Wort.*

## **Die Vision einer perfekten Bibliothek**

*PowerPoint 1: Titelblatt*

Wir feiern heute die Eröffnung einer neuen Bibliothek. Doch warum braucht es im digitalen Zeitalter noch Bibliotheken? Also nicht rein elektronisch konsultierbare Register oder Google-Books, sondern real, physisch existierende, zwangsläufig umfangreiche Gebäude voller Regale mit Büchern und anderen Materialien darin, die direkt gesehen, berührt, herausgezogen und aufgeschlagen werden können? Papier und Pergament sind, wie wir heute wissen, beständiger als etwa die CD-Rom – aber der Verweis auf diese Tatsache allein reicht nicht, um auf der dringenden Notwendigkeit des Fortlebens von Bibliotheken, wie wir sie bisher, in den vergangenen Jahrhunderten, kannten, zu bestehen.

Kürzlich war ich in der *Sifria ha-Le'umit schel Isra'el*, in der israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem auf dem Givat Ram-Campus, und habe diese Fotografie gemacht:

*PP2: Zettelkasten israel. Nationalbibliothek*

Der Zettelkasten als Museumsgegenstände, als Relikt aus alten Zeiten. Der noch ältere Zettelkasten sogar in einen Glaskasten gestellt. Geradezu wie zum Triumph ausgestellt: Das haben wir überwunden. – Aber vielleicht haben wir auch etwas verloren? Was kann das sein?

Spricht man über Bibliotheken, wird gerne der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges zitiert, von Bibliotheken anlässlich ihrer Vorstellung, ihres Veranstaltungsprogramms zitiert, als beliebtes Argument für ihre Existenzberechtigung beigelegt; der Autor, der 1955 Bibliotheksdirektor in Buenos Aires wurde, hielt in seinem Essay «Blindheit» fest – Borges hatte früh schon Probleme mit seinen Augen, und seine Sehkraft liess in den 1950er noch einmal stark nach –:

PP3: «Das Paradies habe ich mir immer als eine Art Bibliothek vorgestellt.»

Inwiefern aber können Bibliotheken Paradiese sein? Welche Vorstellungen welcher Ideale verknüpfen sich damit – und kann das auch noch für heute gelten?

Wenn wir kurz in die Geschichte der Bibliotheken zurückblenden, sehen wir, dass bereits die Ägypter in ihren sogenannten Lebenshäusern, meist Tempeln angegliedert, ein Scriptorium und

eine Bibliothek versammelten, ähnlich die Griechen – und die Römer eröffneten erste *öffentliche* Bibliotheken. Diese Kultur wurde in der Spätantike im Zuge der Völkerwanderungen zerstört, danach existierten Bibliotheken lange Zeit vornehmlich in Klöstern. Die älteste kommunale Einrichtung einer Bibliothek in Europa erfolgte im 14. Jahrhundert, aber erst im 19. Jahrhundert wurden in Europa die ersten Bibliotheken mit dem Anspruch gegründet, für alle Bevölkerungsschichten zugänglich zu sein. Ein wesentliches Moment einer Bibliothek – was wir *heute* darunter verstehen, wenn wir nicht gerade von einer im Privaten gehaltenen Sammlung sprechen – ist die Dienstleistung der Zugänglichkeit zu und Benutzung von Büchern und Medien. Eine Bibliothek ist eine Institution, die sich der kulturell-gesellschaftlichen Aufgabe verschrieben hat, so ein Reservoir an bereit gestelltem Wissen möglichst kostenlos und uneingeschränkt zu bieten, sei es innerhalb ihrer Räumlichkeiten oder dass die Medien von jedermann auch mit nach Hause genommen oder von ausserhalb abgerufen werden dürfen. Die Digitalisierung, die in vielen Bibliotheken ab Mitte der 1990er Jahre Einzug hielt, hat die Welt ihrer Benutzer/innen revolutioniert. Aleph war nicht mehr nur der erste Buchstabe des hebräischen Alphabets, sondern stand nun für die Mammutaufgabe, Inhalte von Bibliotheken für eine digitale Verwaltung zu indexieren und zu katalogisieren. Und in der Schweiz veränderte sich mit dem NEBIS-Bibliothekenverbundssystem auch meine Biografie der Benutzung geradezu schlagartig. Kein tagelanges Suchen in den Zettelkatalogen verschiedenster kleiner Bibliotheken mehr, schliesslich alles auf meinem Computer einseh- und bestellbar. Und die Ausleihfrist von zu Hause aus verlängerbar. Die Digitalisierung förderte, sozusagen dies ein nicht geringer Nebeneffekt, auch Verlorenes zu Tage: In der Museums-gesellschaft in Zürich etwa tauchten im Fortgang der sukzessiven Aufarbeitung Bücher, Bestände auf, deren Existenz in Vergessenheit geraten waren. Karteileichen und Bücher wurden wie Lazarus wieder zum Leben erweckt, ans Tageslicht geholt und bewusst in die Aufmerksamkeit des Publikums geholt. Die Digitalisierung ist also keine Bedrohung der Physis von Bibliotheken – aber auch nicht das Argument für deren Auflösung. Im Idealfall gehen sie Hand in Hand, ergänzen einander mit ihren je besonderen Stärken und Vorteilen.

Das Bild vom Paradies kann man auch so verstehen: Eine Bibliothek ist ein Paradiesgarten, in dem man das selbstbewusste Berühren der Früchte, das Pflücken und Sich-zu-eigen-Machen nicht nur erlaubt ist, sondern ausdrücklich erwünscht. Eine sehr überzeugende und vielseitig aufgefächerte Antwort auf die Frage, warum es im digitalen Zeitalter Bibliotheken braucht, erhält, wer sich «Ex Libris – The New York Library» von Frederick Wiseman ansieht; wobei Wiseman eben gerade nicht an Migros und deren Tochterfirma, die knapp 60 Ex Libris-Filialen und den grossen Onlineshop Ex Libris, dachte!...- ... Der Dokumentarfilm von nicht weniger als 197 Minuten, der zurzeit auch in Zürcher Kinos läuft, ist das Porträt einer der grössten Bibliotheken der Welt und zeigt auf eindrückliche Weise, wie sie Leuten aus allen sozialen Schichten Zugang zu

Wissen und Kultur gewährt. Statt dass die Räume der Bibliothek aufgrund der Digitalisierung entvölkert würden, haben sie sich umso mehr gefüllt.

*PP4: 1. Bild aus dem Film «Ex Libris»: Arbeitende an Tischen neben Bücherregalen*

Die zahlreichen Filialen der Bibliothek in Manhattan, aber auch etwa in Queens, Brooklyn oder in der Bronx sind längst nicht mehr nur Bücher- und Medienreservoir, sondern ein sozialer Ort der Begegnung vieler unterschiedlichster Bevölkerungsschichten. Die bereit gestellten ruhigen Arbeitsplätze werden rege genutzt, es gibt Lernwerkstätten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, öffentliche Gespräche und Lesungen, zahlreiche Fortbildungsangebote, die Library hat sich zu einem social network mit sowohl physischen wie digitalen Komponenten entwickelt. Sie ist ein wichtiger Ort, an dem gesellschaftliche Integration stattfindet. Die Bibliothek ist auch ein Auskunftsbüro, sie bietet einen möglichst niederschweligen Zugang zu Informationen – und ist dadurch ein demokratischer Pfeiler in der pluralen Gesellschaft, ein Forum des lebendigen Ideenaustauschs. Und sie ist ein beinahe paradiesischer Zufluchtsort vor der Hektik und dem Lärm der Stadt, im Winter auch vor der Kälte: *PP5: Lesesaal NY Public Library.*

Des Gleichen platzen in Zürich platzen die u.a. in der Museumsgesellschaft und auch in der Zentralbibliothek die Lesesäle oft aus ihren Nähten, die Studierenden beeilen sich am Morgen, einen der Arbeitsplätze zwischen den Büchergestellen der Präsenzbestände zu ergattern; dies umso mehr, als die Bibliotheken vor einigen Jahren beschlossen haben, auch am Sonntag geöffnet zu sein. Und genau so sieht es zum Beispiel auch in Jerusalem aus:

*PP6: ein Bild aus dem Lesesaal der Nationalbibliothek Israels*

All dies rege, lebendige Treiben in den Gebäuden von Bibliotheken geht dabei letztlich stets zurück auf die Büchersammlung, die Sammlung auch von Bildern, Fotografien, Medien verschiedenster Form. Sie sind das Herz, der Kern, der die vielen verschiedenen Lern- und Wissensvermittlungs- und -austausch-Aktivitäten zum Pulsieren bringt.

Ausgehend von der humanistischen Idee, dass Zugänglichkeit zu Wissensträgern geschaffen werden muss, um selbstbestimmtes Lernen zu ermöglichen, Hilfestellungen zum Selbstlernen angeboten werden sollen, ist eine Bibliothek eine Gastgeberin, sie schafft und bietet einen öffentlichen Raum. - Im Mittel- und Westeuropa des 19. Jahrhunderts gingen Schulpflicht und Alphabetisierung mit der zunehmenden Zahl von Bibliotheksgründungen einher. Heute sind Bibliotheken viel mehr als Regale voller Bücher, nicht nur Lese-Paradiese. Sie werden zu Orten umgestaltet und ausgeweitet, die das ganze Spektrum des Erfahrung-Sammelns ermöglichen, sind, was man heute als «maker space» bezeichnet: ein Raum zum Machen: etwas selbst zu machen, etwas gemeinsam zu machen, etwas herzustellen (im weitesten Sinne) und dies in einem dafür bestimmten Raum/Platz/Ort zu tun, alleine oder mit anderen zusammen. Ein offener

Raum, der den Besuchern verschiedene Geräte, Technologien, Hardware und Software bietet, die kennengelernt werden können, mit denen experimentiert und ausprobiert werden darf. In der New York Library sind nicht zuletzt die Internetmodems, die gar nicht so leicht zu ergattern sind, zur Ausleihe sehr beliebt; denn – wenn wir von Digitalisierung sprechen, blenden wir das oft aus -: Zugang zu digitalen Geräten, zum Internet und seinen Möglichkeiten ist noch immer für einen grossen Teil der Weltbevölkerung keine Selbstverständlichkeit. Aufgrund von Zensur auch, ja, aber eben auch aufgrund von Armut.

Bibliotheken tendieren dabei insbesondere in Finnland oder in Kanada zu sozialer Innovation; sie werden da gerne als «öffentliche Multimedia-Wohnzimmer» bezeichnet, die kreative Dienstleistungen anbieten. Die finnischen Bibliotheken lassen sich von der Vision einer „zivilisierten Bürgerschaft“ leiten. In einer der gebildetsten Nationen der Welt besucht ein Finne, eine Finnin im Durchschnitt die Bibliothek zehn Mal pro Jahr und leiht sich laut Statistik jährlich rund bis 20 Medien aus (zum Vergleich nur die ZB Zürich: über 6 Mio. Medien, 50'000 aktive Nutzer, 930'000 Ausleihbewegungen, wobei ein Teil auch die Verlängerungsvorgänge ausmachen – macht immerhin ca. 16 jährlich ausgeliehene Medien pro Kopf aus). Gerade im Zeitalter, in dem Privatisierungen auch vor lebensnotwendigen Grundressourcen nicht Halt machen, sind Bibliotheken – zumindest bis heute weitgehend – nicht-kommerzialisierte Orte, in denen das Buch lebendig werdender Rahmen ist und einen weiten Raum für Aktionen eröffnet. Bibliotheken, ihre Bestände und ihre Konzepte, sind dabei immer eine Art Seismograf der Kultur, in der sie stehen, für die sie stehen, jede Bibliothek ist anders, muss ihr Konzept auf ihre geografische und kulturelle Lage abstimmen und ihre Möglichkeiten im sozialen wie etwa auch im finanziellen Bereich ausloten.

*PP7: Nicht jede Bibliothek hat die Möglichkeit, solche Berühmtheiten wie Patty Smith oder – hier im Bild: Elvis Costello – zu einem Gespräch einzuladen ...*

Bibliotheken stellen heute nicht nur bereit, sondern kommen den Benutzer/innen entgegen, häufig mit einem öffentlichen Programm; sie verschliessen sich nicht, sondern verlocken und laden ein, fordern zum aktiven Vollzug auf, zum Lesen, Stöbern, Verweilen, Nachdenken, Befragen, Diskutieren. Wissen ist in einer Bibliothek in dichter Form versammelt, ist öffentlich bereit gestelltes, kollektives Gedächtnis, reiches Archiv – aber ihre Bedeutung entsteht eigentlich immer erst in dem Moment, in dem eine Bibliothek genutzt wird. In dem wir als Leser/innen in den Strom der Kommunikation eintreten, der Menschen, Zeiten, Länder, Ideen, Fiktionen und Realitäten miteinander verbindet.

Vielleicht haben Sie auch schon einmal Ihre Daten in der Cloud verloren. Bei Büchern, Manuskripten, Typoskripten besteht eine Chance, dass sie eines Tages wieder gefunden werden können. So gesehen ist die ganze Welt ein Archiv, in dem früher oder später ein Text auftauchen kann. So geschah es mit dem Original von «Hebräerland», publiziert 1937, von Else Lasker-

Schüler, wieder entdeckt in einem Koffer, nicht weit von hier, im Keller der Oprecht-Buchhandlung. Und heute im Archiv der Nationalbibliothek in Jerusalem aufbewahrt, samt dem Typoskript:

*PP8: Koffer von Else Lasker-Schüler* – ... denn der Koffer gehört zum Text – zu seiner Geschichte, in dem Exil und Fremdheit, die Überhöhung einer Landschaft als imaginärer, ja: sakraler Raum und die Beschwörung eines neuen, nahezu paradiesischen Jerusalems eng ineinander verwoben sind. «Wir Gottminiaturen schaffen Weltminiaturen», heisst es einmal im «Hebräerland». Der Schreibende, die Schreibende bedient sich, so die Auffassung von Lasker-Schüler, der Buchstaben, welche die Hinweise auf die göttliche Schöpfung sind. Die Schrift des Menschen bedarf nicht zuletzt deshalb fortwährend der Aktualisierung und hermeneutischen Entfaltung, mit anderen Worten: der Entzifferung, Lektüre, Deutung.

*PP9: Zwischen dicht bestückten Bücherregalen einer Bibliothek*

Als Jorge Luis Borges Bibliotheksdirektor wurde, musste er feststellen, ich habe es erwähnt, dass die Sehkraft seiner Augen nachliess. Sein sukzessives Erblinden nahm er als Metapher für einen anderen Umgang mit Bibliothek. Schon länger war er fasziniert vom Lesen der Titelseiten und Buchrücken allein, von den Fantasien, die sie auslösten, unabhängig vom tatsächlichen Inhalt eines Buches; er tauchte ins Labyrinth der Bibliothek ein, in ein Meer von Geschichten, Themen, Figuren, wie er sie u.a. in seinen Erzählungen «Das Aleph» oder «Die Bibliothek von Babel» entwarf. Im Aleph spiegelt und bündelt sich, in der Bibliothek von Babel versammelt sich eine Universalbibliothek, die unendlich ist und alle Kombinationen des Alphabets enthält – und hier ist die Rede vom hebräischen Alphabet, in Referenz an die älteste Sprache der Bibel und die Lehre der Kabbala. Die «Bibliothek von Babel» ist die Welt, die Menschen leben in ihr, setzen sich mit ihrem Lesen auseinander: Es werden Sekten gegründet, von denen einige bis zur Vergötterung von selbst nicht entzifferbaren Bücher gehen, während andere zu deren Verbrennung aufrufen (wir kennen den besonderen Hass von Gewaltherrschaften auf Bücher und ihre Verfasser/innen...-), Wanderer durchschreiten die Bibliothek auf der Suche nach einem Buch mit der Antwort auf alle Fragen, Wissenschaftler befassen sich mit der Struktur der Bibliothek. In Borges' Erzählung werden die Menschen in der Bibliothek alt, ohne eine Antwort gefunden zu haben auf das, was sie umgetrieben hat.

All the world's a library. Als eine Spielart dieser Idee tritt die Internet-Suchmaschine in dem fulminanten Roman «The Book of Numbers» von Joshua Cohen auf; der junge amerikanische Autor beschreibt in seinem neuesten Buch ein System, welches das von Nutzern *erfragte* Wissen aus immer neuen Konstellationen der Einheiten eines endlichen Fundus – der zu einem in die Unendlichkeit wuchernden System mutiert – selbst generiert.

Während Borges die Welt als Bibliothek und Cohen die Welt und unser Wissen als allmächtige Tetrations-Maschine darstellen, in der alles schon immer da ist, gleichzeitig – aber aufgrund der geistigen und oder moralischen Beschränkungen der Menschen nur stückweise verstanden werden kann –, ist es beim Semiotiker Umberto Eco, der sich für seinen berühmten Roman «Der Name der Rose» (1980) von Borges' Babel-Bibliothek inspirieren liess, der erblindete Bibliothekar Jorge von Burgos, der an die Kraft der Buchstaben glaubt. So sehr, dass er im beinahe unzugänglichen Labyrinth einer spätmittelalterlichen Klosterbibliothek – der Roman ist im frühen 14. Jh. angesiedelt, und es wird im Text gesagt, es sei die grösste Bibliothek in Europa – das womöglich einzige erhaltene Exemplar des zweiten Buches der Poetik von Aristoteles vor der Welt versteckt. Das Buch zur Komödie hält Jorge wegen der darin vertretenen positiven Einstellung zur Freude und zum Lachen für derart gefährlich, dass er es mit Gift infiziert – und natürlich, ja, ist der Name *Jorge von Burgos* eine Anspielung auf Borges, der zwar ein Universalgelehrter war, aber, so Ecos Kritik, den Militärputsch von 1976 unterstützte. Jorge von Burgos lehnt das Lachen, welches eine Komödie auslösen kann, wegen seines aufklärerischen Potentials ab. Ausserdem hat hier allein der Bibliothekar das Recht, sich im Labyrinth der Bücher zu bewegen, er allein weiß, wo die einzelnen Bände überhaupt zu finden sind. «Trittst du ein», sagt einer der alten Mönche, «weißt du nicht, wie du wieder herauskommst.»- Sie erinnern sich vielleicht auch noch an den Schluss von Ecos Roman: Als der Versuch, nach etlichen Mönchen auch den Ermittler durch das Buch zu töten, scheitert, zerstört Burgos alles: Er setzt die wertvolle Bibliothek in Brand, mit ihr Hunderte, Tausende von Textunikaten – und das ganze Kloster.

Die Protagonisten dieser Geschichten glauben an die Macht der Bücher, an die explosive Macht der Buchstaben. Daran, dass das visuelle oder auch taktile Umsetzen von Schriftzeichen in Wörter, Sätze, in Sinn, die Konstruktion bzw. Rekonstruktion der in einem Text kodierten Bedeutungsinhalte, der Aufbau einer mentalen Repräsentation dieser Inhalte in einem mentalen Modell in unseren Hirnen neue Ideen eröffnet, tiefere Erkenntnis, neue, vielleicht revolutionäre Sichtweisen auf die Welt. Das Lesen als Tätigkeit, das in imaginäre Welten führt. Die Welt anders sehen lässt. Entscheidend ist dabei die Konzentration, die Vertiefung, die Bewegung der Entschleunigung beim passionierten Lesen, die es den Buchstaben ermöglicht, ihre grösste Kraft zu entwickeln. Da wird Lesen zu einem alchemistischen Vorgang.

Das ist deshalb so, weil das Repräsentationssystem einer Schrift auf die Welt verweist – und sie gleichzeitig, gerade deswegen, bannt. Anders gesagt: Die Schrift, ein Buch lebt von der Referenz auf die Welt und die Erfahrungen seiner Leser/innen, aber essentiell ist dabei die Differenz; nur in der Distanz entfaltet die Schrift ihren Sinn. Doch in ihr enthalten ist ein physisches Gedächtnis, Schrift ist Form gewordene Bewegung, und die Sprachethnologie, die Linguistik hat erforscht, wie sie aus Abbildern der Welt geboren wurde, sich zu einer Zeichensprache, über Jahrtausende und

Jahrhunderte zu Schriften, zu verschiedensten Alphabeten entwickelte. Buchstaben sind abstrahierte Zeichen, in denen die Erinnerung an ihre Entstehung aus der Einheit von Ding und Zeichen, Bild und Abbild, Bezeichnetem und Bezeichnendem eingeschmolzen ist, aber ein zunehmend autonomes Eigenleben entwickelt haben. Mit dieser unauflösbaren, rätselhaften magischen Ambivalenz unserer Schriftzeichen haben sich insbesondere Mystiker vieler Religionen beschäftigt; die Bibel erzählt davon ebenso wie die Kabbala oder beispielsweise der Mystiker Heinrich Seuse, der Philosoph und Humanist Johannes Reuchlin, der Schriftsteller Franz Kafka, aber/oder auch die zeitgenössische Fantasy-Literatur.

Entwarf Borges die Vision, dass die ganze Welt und ihre Möglichkeiten in einem gigantischen, in dem Sinne totalitären Repräsentationssystem in einer Bibliothek in allen Konstellationen dargestellt seien, so wurde in der Kabbala die Schöpfung in der Schrift gespiegelt und konstellierte – und stellvertretend der Name ihres Schöpfers in der Schrift. Die Vorstellung, dass in einer Bibliothek oder in einem Buch oder in den Schriftzeichen, in einem Alphabet die ganze Welt und alle ihre Variationen enthalten sei, die vergangene und die gegenwärtige, aber auch die zukünftige, spiegelt sich insbesondere in Johannes Reuchlins umfangreicher Abhandlung «De Verbo Mirifico» was man mit «Vom Zauberwort» übersetzen könnte. Ein Text, der jüdische Traditionen in eine christliche Lesart integriert und adaptiert und vom Ende des 15. Jahrhunderts an bis ins 19. Jahrhundert in diesem Traditionszusammenhang prägend war. Ordnung und Gesetz, so Reuchlin, seien mit dem Sündenfall im Paradies in Unordnung geraten, doch in der richtigen Lesart der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets, in der unerschöpflichen Vielfalt der Interpretationsmöglichkeiten könne die Idee der buchstäblichen Ordnung nach Zahl, Form und Kombination wieder erkannt werden. Das Nachdenken über den göttlichen Namen, über Buchstabenformen, Zahlenwerte ermögliche Schritt für Schritt die Erklömmung höherer Seins- und Erkenntnisstufen, damit die Restitution des göttlichen Wissens und schliesslich eine Ahnung des Paradieses.

In einer – mystischen – Traditionslinie steht Heinrich Seuse, der in seiner Vita (*im 4. Kapitel der Vita, sie entstand im 13. Jahrhundert*) davon erzählt, wie er in einem gleichsam alchemistisch-magischen Vorgang seine Brust mit dem Namen Gottes tätowiert und, im Zustand ekstatischer 'entsunkenheit', in einer Art wunderhafter Verwandlung die Schriftzeichen zu pulsierendem Leben erweckt habe. Der menschliche Körper ist auch in Franz Kafkas Erzählung «In der Strafkolonie» (von 1914) der mediale Träger von Schriftzeichen, die in ihn wie bei einem Phono- und Parlografen eingeritzt werden. Kafka entwirft den Schauplatz als totalitäres System, doch auf der metaphorischen Ebene handelt der Text von der Magie der Sprache, der Schriftzeichen, ihrer Verführung, ihrer Gewalt, ihrer Zumutung. Der Körper ist die Nahtstelle zwischen dem Materiellen und dem Nicht-Materiellen. Und den Buchstaben, den Schriftzeichen wird eine Zauberkraft

zugesprochen, die sich umso heftiger entfaltet, je mehr sie in Vertiefung, in der Versenkung eines wissensdurstigen Lesers vollzogen wird.

Was, fragen Sie sich vielleicht nun, sollen uns diese Texte, welche die Macht der Sprache, der Bücher beschwören, heute? Adorno und Horkheimer haben es bereits in ihrer «Dialektik der Aufklärung» prophezeit: Wird die Magie, der Zauber aus der Welt geschafft, kommt er alsbald zur Hintertüre verwandelt wieder herein. Und fordert dann sein Recht umso nachdrücklicher ein. Es ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, dass die boomenden Fantasy-Romane aus den letzten zwei Jahrzehnten das Lesen eines Buches als das grösste und aufregendste Abenteuer beschreiben, wobei sie Büchern, dem, was zwischen zwei möglichst dicken, oft gar mindestens alten, ledernen Buchdeckeln steckt, magische Kräfte zuschreiben. Diese Fantasy-Romane – wie z.B. Cornelia Funkes «Tintenwelt»-Trilogie und Walter Moers «Die Stadt der Träumenden» – zeichnen sich durch ein hohes Mass an literarischer Selbstreferentialität und ein dichtes Netz von intertextuellen Bezügen aus – wobei die meisten auf Michael Endes Klassiker «Die unendliche Geschichte» (1979) Bezug nehmen.

*PP10: Michael Ende: Die unendliche Geschichte: Bild des Titelblatts Kapitel A*

Zauberbücher – und eben nicht e-books oder cloud contents – treten in diesen Romanen als Protagonisten auf, sie werden zu lebendigen Wesen, für ihre Leser verwischt sich die Grenze zwischen Realität und Fiktion. So sind die Narrative rund um Lektüre, Medien und Wissen eng mit der Kulturgeschichte des Buches und den aktuellen Debatten um Medienpädagogik sowie Theorien zur Funktionsweise der Fantasie verbunden.

In der Zauberbuch-Fantasy formt sich die Sehnsucht nach einem vordigitalen, sogar vormedialen Paradies. Beschworen wird der Zauber des Lesens, der Effekte eines wirklichen Lesens, mit dem man sich ganz in einen Text vertieft, so sehr, dass man der Protagonist einer Handlung wird. Wahrscheinlich ist es durchaus etwas von dieser Faszination, das bewirkt, dass Bibliotheken heute mehr denn je, nun nicht trotz der Digitalisierung, sondern *wegen* ihr (!) frequentiert werden.

Physische Bibliotheken erlauben Zufallsfunde. In ihnen ist jedes Buch ein Gegenstand, der eine besondere Geschichte birgt, und der Art ihrer Lagerung und Umschichtungen wohnt aller Katalogisierungs-Ratio zum Trotz ein Element der Unübersichtlichkeit in der schiereren Menge inne. In «Der Schatten des Windes» (2001, Original: *La sombra del viento*) von Carlos Ruis Zafon ist es ein Buch aus dem Friedhof der vergessenen Bücher, das von einem jungen Mann adoptiert wird – und bald schon nicht nur in sein Leben vehement einzugreifen beginnt. Die historiographische Metafiktion als Mittel gegen die Politik des Vergessens, nicht nur in Bezug auf die Geschichte Spaniens, den Spanischen Bürgerkrieg, die Bombardierung Barcelonas, die vierzigjährige Diktatur

Francos, sondern darüber hinaus gegen das Vergessen der Wichtigkeit einer fundierten, universellen Bildung, die Voraussetzung für nicht manipulierbares, weil selbständiges Denken.

Aus diesen Quellen entspringt der Traum, die Vision einer perfekten Bibliothek – und ihrer Besucher/innen: Die Bücher schlummern vor sich hin – und warten darauf, von uns gelesen zu werden. Das Bild von der Erweckung des Lazarus: Lazarus als ein Buch – stammt vom französischen Romancier und Literaturkritiker Maurice Blanchot in «L'espace littéraire» (Paris 1955). Und wir Lesende erwecken uns selbst durch das Lesen. «Wer nicht liest», betonte Umberto Eco einmal in der ihm eigenen pointierten Weise, «wird mit 70 Jahren nur ein einziges Leben gelebt haben: Sein eigenes. Wer liest, wird 5000 Jahre gelebt haben: Er war dabei, als Kain Abel tötete, als Renzo Lucia heiratete, als Leopardi die Unendlichkeit bewunderte. Denn Lesen ist eine Unsterblichkeit nach hinten.»

Ungelesene Bücher sind ein Schatz, eine Verheissung. Und ein einmal gelesenes Buch kann man immer wieder neu lesen, es verändert sich, wie sich sein Leser, seine Leserin in der Zwischenzeit verändert hat. Tauchen wir zwischen die Büchergestelle ein, real oder in unserer Fantasie, in ihr Innenleben, sehen wir, welches Eigenleben eine Bibliothek aufweist. Wie leicht kann eine Bibliothek aus der Ordnung geraten, können Bücher herumirren – und, der Albtraum jedes Bibliothekars: auf Ewigkeit nicht mehr auffindbar sein. Aber ein Tausch der Bücher macht auf einzigartige Weise Unisichtbares sichtbar, indem er stets neue Zusammenhänge herstellt, die eine geheimnisvolle, neue Ordnung generieren, suggerieren – Zufälle, wie sie in einer Online-Katalogsuche nicht aufscheinen. Und dann gibt es die Bücher, die nicht (oder noch nicht) geschrieben wurden. Die Bücher, die geschrieben werden sollten. Die Bücher, die beim Lesen in unseren Köpfen entstehen. Das unendliche Buch, die unendliche Geschichte. Eine fiktionale Bibliothek.

Die Bibliothek als Paradies. Das Buch als Paradies. Als die Amerika-Gedenkbibliothek 2014 ihren 60sten Geburtstag feierte, wurden mehrere Künstler aus der ganzen Welt eingeladen, mit ihren Ideen einen Dialog zu entwickeln, künstlerische Reflexionen zu den Themen Lesen, Bildung, Wissen und Selbstbestimmtheit in einer Phase des digitalen Umbruchs. Eine der Skizzen dazu stammt von der deutschen Künstlerin Ella Ziegler

*PP11: Bild ihrer Zeichnung auf beiden Seiten geschlossenes Buch (=das Buch als Paradies)*

und zeigt ein Buch, das zwei Buchrücken hat, unbeschriftet, sich nicht öffnen lässt. Sie rekurriert dabei in ihrem Kommentar auf die Etymologie des Wortes Paradies: *Pari-deaza*. *pairi-daēza* (wörtlich ein „umgrenzter Bereich“). Ein von einer Mauer umschlossener Garten. Wie ihn assyrische Könige bei ihren Palästen als Naherholungsraum anlegen liessen: als Abbild des Reiches, in dem Flora und Fauna aus dem ganzen assyrischen Reich präsentiert sind.

Nicht gelesene Bücher sind ein Versprechen. Und sie sind immer mehr als einfach nicht gelesen – diese Bücher regen unsere Fantasie an, was alles auch noch in ihnen stehen könnte. Ihre Titel sind eine Verlockung. Von Bücherregalen kann ich nur mit Mühe den Blick abwenden, sie bringen nicht nur mich zum Träumen. - «Drift», «Herkunft», «Prophezeiung», «Ferngespräch» lese ich beispielsweise auf den Buchrücken einiger Bücher, die ich neben dem Bett aufeinandergestapelt habe, weil ich sie demnächst lesen will, und beim Einschlafen geraten mir die Assoziationsbilder zu den semantischen Feldern dieser Worte manchmal durcheinander. «Die Bibliothek der ungeschriebenen Bücher» heisst ein Band, den Annette Pehnt, Michael Staiger und Friedemann Holder herausgegeben haben, in welchem Schriftstellerinnen und Schriftsteller Titel von Büchern vorstellen, die sie nicht – oder noch nicht – geschrieben haben, aber oftmals gerne schreiben würden.

Fehlt nur die Zeit, sie alle zu schreiben. Und sie alle zu lesen. Ich jedenfalls würde gerne noch mindestens ein tatsächliches Parallelleben haben, nur um noch viel mehr lesen zu können, als ich es in diesem einen Leben kann...

Eine holländische Expertin für Bibliotheksbau und Bibliotheken sagt in Wisemans Film einmal:

*PP12: «Libraries are not about books, they are about people.»*

Das Symbol für Bildungs- und Meinungsfreiheit lebt nur, solange eine Bibliothek besucht und benutzt wird. Sonst ist sie nicht mehr als ein toter Raum. Oder allenfalls ein schlafender Riese.

Diese kulturelle Aufgabe, diese Verantwortung, ja, diese Existenzberechtigung einer Bibliothek wird in Wisemans «Ex Libris»-Film exemplarisch deutlich in einer Diskussion im Vorstand der New York Public Library. Für manche E-Books, wird das Problem formuliert, und zwar Bestseller-Romane, dauere die Wartezeit mittlerweile vier Monate oder mehr. Das sei eindeutig zu lange. Es wird hin und her diskutiert, die Lizenzbestimmungen, Urheberrechte und Budget-Engpässe werden erörtert – es herrscht eine Weile Unschlüssigkeit. Doch schliesslich kommt der Direktor zu einer klaren Entscheidung: Wir sind, konstatiert er, als Bibliothek nicht in erster Linie dazu da, die Wartezeit für Bestseller-E-Books zu verkürzen, sondern um die Backlist zu pflegen, gerade das, was sonst kaum oder gar nicht mehr zugänglich ist oder demnächst werden wird.

Vielleicht liegt darin auch ein Geheimnis der wachsenden Beliebtheit von Bibliotheken: Sie rennen nicht unsicher jedem Hype nach, sondern sind grosse Elefanten-Schiffe – die, wenn die Öffentlichkeit und die Privaten ihnen weiterhin die Stange halten, weil sie um ihre Bedeutung wissen – verlässlich durch das Wasser steuern, nachhaltig arbeiten, mit einem enormen, stetig wachsenden Gedächtnisarchiv. Geduldig darauf wartend, dass wir das grossartige Angebot nutzen, das Wissen uns zu eigen machen für unser Leben, heute und morgen.

Übrigens hätte ich diesen Vortrag nicht schreiben können ohne Bibliotheken. Und ich bin so ein Bücherwurm geworden, weil es Bibliotheken gibt, sie waren und sind mein Zuhause. Und der Film «Ex Libris» gibt mir Hoffnung, - und so auch die heutige Eröffnung einer Bibliothek! -, dass es auch noch auf einige Zeit so bleibt.

Ich hoffe, ich habe Sie alle ermutigt. – Und ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!